Feldmarschall und Generalstabschef.

Von Dr. **Otto Krack.**

Von dem korsischen Gewaltmenschen, den ein Kriegsminister im Deutschen Reichstag einmal „den Kriegsgott selber" nannte, pflegten seine Soldaten zu sagen: Er gewinnt seine Schlachten mit unseren Beinen. Ein Wort, das man auch auf unseren Hindenburg angewendet hat. Es ist richtig und nicht richtig. Bevor die Soldaten marschieren, muß der Kriegsplan im Hirn des Führers fertig sein, und dieser Plan geht auf den Generalstabschef zurück.

Der Oberbefehlshaber eines Heeres steht heute nicht mehr einzig und allein für sich, ist nicht mehr Kopf und Arm zugleich. Er hat jemand neben sich, der mit ihm und für ihn arbeitet, der im Hauptquartier sitzt, über seine Karten gebeugt, der sinnt, entwirft und Vorschläge macht: das ist der Generalstabschef.

Das braucht kaum betont zu werden. Es ist allgemein bekannt, ist fast sprichwörtlich geworden. . .

Die oberste Heeresleitung wußte es wohl, was sie tat, als sie gerade diese beiden Männer zusammenführte, General v. Hindenburg den Oberbefehl übertrug und General Ludendorff zu seinem Generalstabschef machte. Genoß doch Ludendorff bereits zu Friedenszeiten im Heer den Ruf eines ausgezeichneten Strategen; hatte er doch diesen Ruf bereits bei den ersten Kämpfen in Belgien, beim Sturm auf Lüttich glänzend bewährt.

Die beiden Männer sind kaum ohne einander zu denken, ihre Namen sind durch die Geschichte dieses Krieges unlöslich verbunden, wie verwachsen miteinander. Wird der eine genannt, darf auch der andere nicht fehlen.

Generalleutnant Ludendorff, Hindenburg's Stabschef.

Schon hieraus läßt sich erkennen, daß seine Stellung nicht leicht ist. Obwohl er der geistige Urheber vieler Pläne ist, die zur Durchführung gelangen, obwohl er seinen Anteil — und nicht den kleinsten — an allen kriegerischen Unternehmen hat und mit die Verantwortung trägt für alle Folgen, muß er naturgemäß doch zurückstehen und im Hintergrund bleiben.

Denn nach außen tritt der Oberbefehlshaber hervor. Und wohl mit Recht. Bei ihm liegt die Entscheidung. Er ist es, der bestimmt und befiehlt. Er ist der Mann der Tat, er deckt mit seinem Namen alle Kampfhandlungen.

So mag das hohe Amt eines Generalstabschefs wenig beneidenswert erscheinen. Mag manchem vorkommen wie das Leben eines Mannes, der ewig im Schatten lebt.

Das entspricht nicht ganz der Wirklichkeit. Auch hier ringt sich wahres Verdienst durch. Und wenn nicht schnell, jäh aufleuchtend, so doch langsam, stetig, sicher. Der Name des Siegers fliegt mit dem Wind durch alle Lande, wird gefeiert und hinausgejubelt; der Name seines Stabschefs bleibt vorerst ungenannt und im dunkeln, bis die Gerechtigkeit auch ihn aus dem Verborgenen hervorholt und ins helle Licht stellt.

Man erkennt schon: nicht jeder ist zu einem solchen Posten geschaffen. Für ihn taugt kein Mensch, der an der Schwäche der Eitelkeit leidet, der sein liebes Ich der Sache nicht ganz und gar unterzuordnen vermag.

Auf diesen Platz gehört nur ein Mann, ein ernster, pflichttreuer, aufrechter Mann, der nicht an sich denkt, sondern nur das Große, Allgemeine im Auge hat, der bescheiden abseits steht, bis auch seine Zeit sich erfüllt hat.

Untrennbar, wie Oberbefehlshaber und Generalstabschef, ist auch ihre Tätigkeit. Sie sind auf stete Zusammenarbeit angewiesen. Wie viele Beratungen, Ueberlegungen, Erwägungen gehen vorher, ehe der endgültige Plan festgelegt, der letzte Entschluß gefaßt, die Entscheidung gefallen ist. „Viribus unitis" kann man auch hier sagen. Nur in gemeinsamer Wirksamkeit reift die befreiende Tat.

So wird die Uebereinstimmung der Auffassungen zwischen dem Befehlshaber und seinem Generalstabschef eine zwingende Notwendigkeit. Sie ist die erste, unerläßliche Vorbedingung jedes Gelingens, jedes Erfolges. Daß zwischen unseren Heerführern und ihren Stabschefs durchgehends ein solches Einvernehmen herrscht, hat der Verlauf dieses Krieges schlagend erwiesen; es bietet uns auch eine nicht geringe Bürgschaft für den guten Ausgang dieses gewaltigen Völkerringens.

Ein besonderes und herzliches Vertrauensverhältnis herrscht zwischen dem Oberbefehlshaber Ost, dem Generalfeldmarschall von Hindenburg, und seinem Generalstabschef, Generalleutnant Ludendorff.

Die Verdienste jedes einzelnen genau abzugrenzen und zu bestimmen, bedeutet eine Unmöglichkeit. Wo die Entschlüsse, die zur Durchführung gelangen, nicht einem einzigen Kopf entspringen, sondern das Ergebnis von Beratungen zwischen dem Führer und seinem Generalstabschef sind, bleibt der Anteil jedes einzelnen schwer zu ermessen.

Und darauf kommt es ja auch nicht an. Dem Feldmarschall und seinem Helfer, dem Generalleutnant Ludendorff, am allerwenigsten. Sie lassen jedem das Seine, auch dem klugen, lebhaften Oberstleutnant Hoffmann und den übrigen Generalstabsoffizieren, denn sie haben nur die große Aufgabe vor Augen, die es zu erfüllen gilt.

Von unschätzbarem Wert ist dieser Geist gegenseitigens Vertrauens, diese ungetrübte Einhelligkeit, die zwischen dem Oberbefehlshaber und seinem Generalstabschef herrscht. Und wenn das Ostheer einen Siegeszug hinter sich hat, wie er einzig dasteht in der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker, so sind diese unvergleichlichen und beispiellosen Erfolge nicht allein der todesmutigen Tapferkeit und Ausdauer unserer Truppen, nicht allein der überlegenen deutschen Führung zu danken, sondern zum nicht geringsten Teil jenem schönen, vorbildlichen Gemeinschaftsgefühl der leitenden Männer, jenem einheitlichen Zusammenwirken, jener tiefen, selbstlosen Vaterlandsliebe, der der einzelne nichts, die Sache alles gilt.

Dieser Geist ist zu einem Siegeswillen geworden, einem festen, und bedingten, unerschütterlichen Siegeswillen, der die Kämpfer im Osten vom ersten bis zum letzten Mann durchdringt. Ein Vertrauen ohnegleichen haben die Truppen zu ihrer Führung — es ist wie ein Stern, an den sie glauben.

Das haben sie mehr als einmal bewiesen. Nichts konnte ihre Zuversicht wankend machen. Ein Rückzug ist immer der beste Prüfstein. Aber selbst als die Sieger im November 1914 vor Warschau und Iwangorod kehrt machen mußten, verloren sie keinen Augenblick den Mut. Es wird so richtig sein, sagten sie sich.

Und sie behielten recht. Die Zukunft hat es bewiesen. Bald ging es von neuem vor, und diesmal fielen die stolzesten Festen russischer Herrschkeit eine nach der andern den Tapfern in die Hände.

Ja, Hindenburg und Ludendorff mußten es wissen.

Aber die beiden Männer, die das Schicksal zum Heil des deutschen Vaterlandes im Osten zusammenführte, haben auch menschlich viel Gemeinsames, haben manche verwandten Züge, die ihr gutes Einvernehmen erklärlich machen. Berührten sich nicht diese zwei Naturen, wäre ein so einmütiges Zusammenwirken, ein so ungetrübtes Verhältnis wohl kaum denkbar.

Vielleicht hat die alte Mutter Erde ihr Teil daran. Der Feldmarschall und sein Generalstabschef haben die gleiche Heimat, sie sind Landsleute. Bekanntlich wurde Hindenburg in Posen geboren, und Ludendorff kam in Kruszewnia zur Welt, einem Gute bei Schwersenz in der Provinz Posen.

Ist es nicht ein eigenartiges Zusammentreffen, daß die beiden Männer, denen unser Vaterland die Befreiung Ostpreußens und die Sicherung der deutschen Ostmark gegen den Einfall der russischen Horden zu danken hat, auf derselben Scholle das Licht der Welt erblickten, als Kinder dieselbe Luft atmeten, von derselben Natur die ersten Eindrücke empfingen?

Erlebnisse früher Jugend verwischen sich schnell, bleiben selten lebendig. Aber wenn es wahr ist, daß schon das Kind den Mann verrät, sind sich die beiden Landsleute in ihrem Wesen treu geblieben. Sie sind unverkennbar Norddeutsche, von ausgeprägt norddeutscher Art.

Sie haben beide die gleichen Eigenschaften: Schlichtheit, Natürlichkeit, ruhiges Blut, eine gewisse Strenge und Verschlossenheit, Mannhaftigkeit und selbstsichere Kraft. Und haben beide — keine Nerven, was für die Aufgabe der Herren von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Denn „ein Generalstab darf keine Nerven haben", sagt Hindenburg, „ein nervöser Generalstab bringt Unruhe in die ganze Armee." Und ein andermal: „Der Krieg mit Rußland ist gegenwärtig vor allem eine Nervenfrage. Wenn Deutschland und Oesterreich-Ungarn die stärkeren Nerven haben und durchhalten werden — und sie werden sie haben und werden durchhalten — so werden sie siegen."

Der Feldzug im Osten ist ein Beweis, daß der Marschall mit diesen Worten recht behalten hat. Das kann man heute schon ohne Ueberhebung behaupten.

Männlicher Ernst kennzeichnet beide, Hindenburg wie Ludendorff, die aufrecht und gerade ihren Weg gegangen sind, ohne links und rechts zu sehen. Wenn man ihre Köpfe betrachtet, diese markigen wie gemeißelten Köpfe zweier Talmenschen, auf deren Stirn eiserne Entschlossenheit geschrieben steht, so mag der Ausdruck manchem wohl „böse" erscheinen.

Aber weit gefehlt! Der Feldmarschall kann in vertrautem Kreis sogar gesprächig werden, während sein Generalstabschef mehr ein stiller, schweigsamer Mann ist. Aber beiden gemeinsam ist eine warme Herzensgüte, die sich oft genug gezeigt und bewährt hat.

Auch in ihrem Aeußern haben beide Männer eine gewisse Aehnlichkeit, wenn sie auch nicht bis ins einzelne geht. Aber der hohe Sechziger wie der Fünfziger — beide sind bezwingende Gestalten, aufrecht, straff, kernig und kraftvoll. Beide sind stark, gesund und haben kein Leiden, was man dem Feldmarschall auch alles angedichtet haben mag.

So stehen sie vor uns, die Schirmer und Hüter unserer östlichen Grenzmark, die Sieger von Tannenberg und in Masuren, die Eroberer von Polen, Litauen und Kurland, und so werden sie fortleben, solange die deutsche Zunge klingt, bis in die fernsten Geschlechter. . . .

Neue Erscheinungen im Weltkriege.

Niemals in der Weltgeschichte sind Heere von solchem Umfange aufgetreten wie im jetzigen Kriege. Alle Zahlen der Vergangenheit verblassen dagegen vollständig. Friedrich der Große schlug seine Schlachten mit Truppenkörpern, die uns heute als klein erscheinen, bei Roßbach hatte er 22,000, bei Leuthen 41,000 Mann. Napoleons große Armee, die den Zeitgenossen als riesenhaft erschien, war 600,000 Mann stark. Die größte Schlacht des vorige. Jahrhunderts, was die Zahl der Streiter betrifft, ist die von Königgrätz. Hier fochten 200,000 Oesterreicher gegen eine etwas größere Zahl von Preußen. Bei Abschluß des Krieges 1870—71 standen 569,000 Mann auf französischem Boden. Und nun vergleiche man mit diesen beliebig herausgegriffenen Zahlen einige des gegenwärtigen Krieges. So soll die Stärke der bulgarischen Armeen, die im Verein mit der Armeegruppe Mackensen auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz kämpfen, gering veranschlagt, 300,000 Mann betragen; Asquith hat jüngst behauptet, General French habe auf französischem Boden nahezu 1 Million Engländer unter seinem Befehl; endlich erinnere man sich, daß die russische Armee allein an Gefangenen über 2 Millionen Menschen verloren hat.

Wie sehr sich die Verhältnisse gegen früher geändert haben, kann man aus den Arbeiten ersehen, die der Chef des Großen Generalstabs alljährlich zur Schulung der jüngeren Generalstabs-Offiziere zu geben pflegt, den sog. Schlußaufgaben. Moltke hat noch im Jahre 1881 eine Aufgabe gestellt, bei der es sich nur um eine Truppenstärke von 3 Bataillonen handelte; so interessant das gestellte Problem an und für sich war, zur Schulung in den Verhältnissen des modernen Waffenkrieges konnte eine solche Aufgabe nicht dienen. Auch bei der letzten der Moltke-Aufgaben handelte es sich nur um ein Detachment von sieben Bataillonen. Seine Nachfolger haben, dem Anwachsen der Heere entsprechend, ihren Aufgaben wesentlich größere Verbände zu Grunde gelegt.

Ernsthafte militärische Stimmen haben sich in den letzten Jahrzehnten des öftern gegen die systematisch erfolgende Vergrößerung unseres Heeres ausgesprochen. Sie eiferten gegen die „rage de nombre"; sie meinten, kleinere, aber aufs beste ausgebildete, mit allen Hilfsmitteln reichlichst ausgestattete Armeen seien den großen, schwerfälligen, schwer zu leitenden und zu verpflegenden Massenheeren vorzuziehen; sie wiesen auf das Beispiel Friedrich des Großen hin, der es verstanden habe, mit Minderheiten zu siegen. So großartig die Leistungen Friedrichs sind, so ist doch keineswegs erwiesen, daß er aus Grundsatz sein Heer kleiner gehalten hat, als die Streitkräfte seiner Gegner waren; er konnte eben die Leistungsfähigkeit seines Landes nicht höher anspannen. Der Verlauf des jetzigen Krieges hat gezeigt, daß die deutsche Heeresverwaltung auf dem rechten Wege war, wenn sie dem Anwachsen der Bevölkerung entsprechend auf immer zunehmende Vergrößerung des Heres bedacht war; wir wären sonst von der Ueberzahl unserer Feinde einfach erdrückt worden.

Denn das darf nicht übersehen werden: die Deutschen haben, abgesehen vielleicht von den Einmarsch-Schlachten in Belgien und Nordfrankreich, überall gegen Uebermacht gekämpft. Wie außerordentlich viel stärker an Zahl die russischen Streitkräfte gegenüber den sie bekämpfenden deutschen und österreichisch-ungarischen Heeren waren, ist ja bekannt; aber es darf nicht vergessen werden, daß die Verwendung von verhältnismäßig großen Armeen im Osten nur dadurch möglich geworden ist, daß unsere Westfront sich dauernd gegen eine Ueberzahl von Franzosen und Engländern gehalten hat. Auch Deutschlands Bundesgenossen verteidigen die Südgrenze ihres Reiches gegen italienische Uebermacht. So ist die deutsche Armee tatsächlich das geworden, was jene oben erwähnten Stimmen forderten: Die „Qualitäts-Armee", die durch bessere Führung, Erziehung und Mannszucht den zahlenmäßig so außerordentlich viel stärkeren Waffen unserer Feinde nicht nur gewachsen, sondern überlegen ist. Das gilt vor allem gegenüber dem russischen Koloß, von dem unsere Feinde annahmen, daß er durch seine riesigen Aufgebote unsere schwächeren Kräfte vor sich hertreiben und zermalmen würde.

Die deutschen militärischen Kreise sind natürlich durch das Auftreten der modernen Millionenheere nicht überrascht worden. Die Friedensvorbereitungen haben sich nicht nur darauf beschränkt, für die einen, gegen früher ja auch ins Riesenhafte gewachsenen Armeen, die Aufstellung, die Beförderung an die Grenzen, die Verpflegung und Ausrüstung mit allem Kriegsbedarf vorzubereiten und sicherzustellen, sondern es wurde auch der Ausbildung der Führer und ihrer Gehilfen für die so ganz anders als in dem vorausgegangenen Kriegen herantretenden Aufgaben die größte Aufmerksamkeit geschenkt, in Manövern wie theoretischen Arbeiten der verschiedensten Art wurden die Verhältnisse des großen Krieges" studiert.

Gleichwohl sind in diesem Kriege zwei Erscheinungen, unter sich in einem gewissen Zusammenhang stehend, zu Tage getreten, die wohl die wenigsten vorausgesehen haben. Die eine ist der Schützengraben-Krieg. Vergegenwärtigt man sich, daß an der Westfront seit mehr als Jahresfrist zwei einander parallel laufende, oft auf nächste Entfernung sich gegenüber liegende Linien von Gräben bestehen, die von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze ununterbrochen, lückenlos aneinander gereiht sind, ohne daß das Bild durch die Vorstöße auf der einen wie auf der anderen Seite eine wesentliche Veränderung erfahren hätte, so muß man sagen, daß etwas ähnliches noch nie dagewesen ist. Und auf der Ostfront, jetzt, nach Einstellung der deutschen Offensive, die gleiche Erscheinung, nur noch riesenhafter: von der Ostsee bei Riga eine durch Schützengräben gebildete Kampffront bis zur rumänischen Grenze. Keine Geländehindernisse vermochten die Aneinanderreihung der Gräben zu verhindern: so ziehen sie sich im Westen durch das ausgedehnte Waldgebiet der Argonnen, im Osten durch die Sumpfstrecke der Pripjet-Sümpfe. — Und nun noch eine weitere Tatsache, die eine Folgeerscheinung des Stellungskrieges ist, wie sie sonst nur auf dem verhältnismäßig eng begrenzten Gebiet des Festungskampfes zu Tage trat: unausgesetzt, oft Tag und Nacht hindurch, währt infolge des Gegenüberstehens auf nahe Entfernungen der Kampf an. Natürlich nicht immer mit der gleichen Stärke, oft sind Pausen vorhanden, aber stets ist für die im Schützengraben weilende Infanterie (und für die rückwärts eingebaute Artillerie), die Möglichkeit gegeben, von feindlicher Artillerie gefaßt zu werden. Das Gewehrfeuer hört selten ganz auf, Minenwerfer werden abgeschossen, bei nahe gegenüber liegenden Gräben greift man zu dem Kampf mit Handgranaten, einem Kampfmittel, aus früheren Zeiten, das man längst abgetan wähnte, endlich werden wie früher in langwierigen Festungskriegen, Sprengungen der feindlichen Gräben vorgenommen. So ist durch die ständige Anspannung der Nerven, durch die Tatsache, daß bei den vorderen Linien das Gefahrs-Moment nie ausgeschaltet ist, der Krieg anstrengender und vor allem aufreibender geworden als früher.

Im Krieg 1870—71 gab es, wenn man von den Erdarbeiten bei der Einschließung und Belagerung von Festungen absieht, keinen Schützengraben-Kampf. Größere Schlachten, die zu Anfang alle an einem Tage entschieden wurden — erst die Kämpfe gegen die Republik weisen infolge der kurzen Wintertage das Bild mehrtägiger Schlachten auf — werden gefolgt von öfters wochenlangen Märschen, in denen keine Gefechtsberührung mit dem Gegner stattfindet. In diesen Tagen kommen sich die Truppen erholen, da oft noch dazu in breiter Front marschiert wurde. Anders heutzutage: auch wenn verfolgt wird, wie in Rußland, machen die Massen, die auf den wenigen Straßen angesetzt werden müssen, ein bequemes Marschieren der Truppen unmöglich, und immer wieder stoßen die Kolonnen auf Stellungen — Schützengräben —, die vom Feinde schon lange in vorzüglicher Weise ausgebaut sind, teils durch rückwärtige Truppen teils durch Zivilarbeiter. Diese Stellungen müssen nach vorgängiger Artillerievorbereitung gestürmt werden und zwar meist in rein frontalem Anlauf.

Wie ist es nun zu dieser Schützengraben-Verwendung gekommen, die dem gegenwärtigen Krieg in taktischer Beziehung ein bisher noch nie dagewesenes Gepräge gibt? Sie ist offenbar eine Reaktion gegen die moderne Feuerwirkung, die sich gegen früher so außerordentlich gesteigert hat. Nicht nur, daß das Mehrlade-Gewehr gestattet, in weit kürzerer Zeit dem Feind einen Geschoßhagel entgegen zu werfen, auch die Durchschlagskraft des Infanterie-Geschosses ist gewaltig gewachsen. Maschinengewehre, geschickt aufgestellt, können ganze Reihen von Anstürmenden in wenigen Augenblicken niedermähen. Die Artillerie-Wirkung hat nach Genauigkeit und Schnelligkeit des Schießens, nach Treff-Ergebnissen durch den einzelnen Schuß ungeheure Fortschritte gemacht; Kaliber, die man sonst nur im Festungskrieg auftreten sah, werden jetzt im Feldkriege von Anfang an mitgeführt und bilden ein gewaltiges Kampfmittiel. Kein Wunder, daß derjenige, der sich zur Verteidigung entschlossen hat, diese gegen früher so gesteigerte Feuerwirkung dadurch abzuschwächen sucht, daß er sich den Schutz der Erde verschafft. Denn nicht nur dringt das Infanterie-Geschoß durch eine entsprechend starke aufgeworfene Erdschicht (Brustwehr) nicht durch, es wird auch eine verhältnismäßige Sicherheit gegen Schrapnell-Wirkung durch steil eingeschnittene, tiefe Gräben erreicht, der Infanterist, der sich verteidigen soll, vermag besser zu zielen, seinen Schuß genau abzugeben, wenn er seine Waffe auf eine Unterlage — eben die Brustwehr — auflegen kann. Aber auch der Angreifer greift zum Spaten, wenn er dem Feinde einen Abschnitt entrissen hat, um sich gegen Gegenstöße zu sichern; an einzelnen Stellen des Gefechtsfeldes, wo der Feind durch einen Scheinangriff getäuscht werden soll, wird man nur bis auf eine gewisse Entfernung herangehen, dann durch Eingraben die feindliche Feuerwirkung abzuschwächen und so das Aushalten dieser Teilkräfte zu ermöglichen suchen; endlich werden vorgeschobene Truppen — Vorposten, Vorhuten — durch Anlage von Schützengräben ihr Ausharren bis zum Herankommen der Gros durch Schanzarbeit sichern.

Im mandschurischen Kriege haben zum ersten Mal die Schanzarbeiten eine bedeutende Rolle gespelt. Der russische Führer Kuropatkin nahm zu ihnen seine Zuflucht, weil er den Krieg erst dann offensiv führen wollte, wenn er aus Europa ein dem Feind an Zahl überlegene Armee erhalten haben würde. So entstanden bei Liaoyan und Mukden gewaltige, vorzüglich ausgeführte Feldbefestigungen in mehreren Linien hintereinander. Aber auch die Japaner haben sich in den Operationspausen, deren sie bedurften, um ihren über See herankommenden Nachschub abzuwarten, nahe den russischen Verteidigungslinien gegenüber eingegraben. Die Entscheidung haben sie indes dadurch herbeigeführt, daß sie unter Festhalten der Schützengraben-Front des Feindes dessen Flanke angriffen. So ist, namentlich bei Mukden, die Entscheidung im freien Feld durch Umfassung gefallen.

Die Japaner haben nach deutschem Vorbild gehandelt: fast alle die großen Siege des Jahres 1870 sind durch Umfassung gewonnen worden, ebenso Königgrätz im Jahre 1866. Und auch in operativer Beziehung hat Moltke durch das Manöver gegen die Flanke des Feindes den Erfolg gesucht: als leitender Gedanke schwebte ihm das Abdrängen des Feindes von seinen Verbindungen gegen Norden vor, das bei Sedan so glänzend gelang.

Im gegenwärtigen Kriege sind nur wenige Schlachten — unter ihnen Tannenberg — durch Umfassung gewonnen worden. Eine Operation, das heißt das Heranführen von Massen, gegen die Flanke des Gegners war nicht möglich. Weshalb? Die Antwort ist die: es fehlte und fehlt sowohl für die taktische wie die strategische Umfassung an Raum. Das mag für den ersten Augenblick geradezu paradox klingen angesichts der riesigen Ausdehnung der Kriegsschauplätze, her es verhält sich tatsächlich so. Seit Oktober vorigen Jahres kann auf der Westfront jedes taktische Unternehmen nur in einem rein frontalen Angriff bestehen in dem Versuch, den Gegner sozusagen zurückzuschieben, der, wenn er in größerem Umfang gelingt, zum Durchbruch führt. Ebenso liegen die Verhältnisse auf der Ostfront, nachdem wir dort (im ganzen genommen) unsere Offensive eingestellt haben. Dieser Mangel an Raum für taktische und strategisch. Umfassung ist eine Erscheinung, die noch nie in der Kriegsgeschichte dagewesen ist, eine der größten Ueberraschungen, die dieser Krieg gebracht hat. Eng verknüpft ist diese Tatsache mit dem Schützengraben-System, denn nur dessen Anwendung ermöglicht es, Fronten von so gewaltiger Ausdehnung sozufagen hermetisch abzuschließen.

Die deutsche Heeresleitung hat bei der Durchführung der großen Offensive im Osten ganz neue Bahnen eingeschlagen, um sich mit diesem Raummangel abzufinden In den ersten Mai-Tagen wurde die russische Front am Dunajec angriffen und durchbrochen (hier ist im Gegensatz zu den englisch-französischen Verlusten an unserer Westfront der Durchbruch glänzend gelungen). Damit war die Karpathenfront der Russen in der Flanke bedroht; sie wurde aufgerollt, Galizien der Hauptsache nach vom Feinde gesäubert. Und nun beginnt eine großartige Operation, auf einem Gedanken fußend, der völlig neu, in der Kriegsgeschichte noch nicht dagewesen ist: die Armeen Mackensen und Linsingen schwenken nach Norden ein, gleichzeitig drücken die Armeen Hindenburgs in allgemein südlicher Richtung vor, während die Heeresgruppe Prinz Leopold den Frontalkampf in östlicher Richtung aufnimmt. Geschützt wird diese Bewegung durch zwei weitausgreifende Flügelgruppen, von denen die eine in Kurland, die andere in Ostgalizien mit allgemeiner Front nach Osten steht. Der Gedanke ist der, den Feind von drei Seiten her zu packen, ihn auf engem Raum zusammenzupressen und einzuschnüren. Je mehr die Gruppen sich einander nähern, desto mehr wird die feindliche Front zusammengedrängt, desto mehr der Rückzug bedroht, weil der rechte Flügel des Feindes in dem offenen Viereck Front nach Norden, der linke Front nach Süden machen, aber nach Osten marschieren muß. Das Ergebnis dieser strategischen Kombination war die Preisgabe von ganz Polen durch den Feind mit allen seinen Festungen — ein Rückzug der feindlichen Hauptkräfte, der den Deutschen eine ungeheure Beute an Gefangenen und Material einbrachte. Mit dem Zusammenpressen der feindlichen Front wurde die eigene Front kleiner und wurden so Kräfte frei, die den Kern bilden konnten für neue Armeen, deren Siegeszug auf der Balkan-Halbinsel uns den Weg nach dem Orient geöffnet hat. S.

Zwischen Pruth und Dnjestr.

Das Czernowitzer Kriegsgymnasium. — Das Generalskaffeehaus. — Ein russischer Oberst über die deutschen, österreichischen und russischen Soldaten.

Czernowitz, 14. Dezember.

Vor einigen Tagen wurde hier das erste k. k. Staatsgymnasium, die älteste Anstalt von Czernowitz, wieder eröffnet. Der Direktor der Anstalt, die mehr als ein Jahr die merkwürdigsten Schicksale erlebte, versammelte aus Anlaß der Wiederaufnahme des Unterrichts nach einem Kriegsjahr die Schüler und richtete an sie eine Ansprache. Er begann mit den Worten: „Unter Kanonendonner"... kaum hatte er das erste Wort ausgesprochen, als man gerade heftiges Dröhnen eines Geschützkampfes vernahm. Der Sprecher hielt einen Moment inne, als ob er abwarten wollte, bis wieder Ruhe einkehrt. Da der Geschützdonner aber immer stärker wurde, bemerkte der Direktor: „Ich brauche Ihnen nichts mehr zu sagen, denn das, was ich vorbringen wollte, wird durch die Tatsache demonstriert . . . Ihr müßt Euch als nicht nur für den Kampf ums Dasein, sondern auch für den Soldatenkampf vorbereiten . . ." Und der Unterricht begann. Ich erzähle diese Episode hier, weil sie das Leben in Czernowitz kennzeichnet. Wir leben hier hinter der Front. Wenn auch nicht allzuweit entfernt von ihr, so trennt die Stadt von dem Schlachtfelde nicht allein der Pruth, sonder auch eine Verteidigungslinie, die der Feind niemals zu durchbrechen imstande sein wird. Man hat sich also an diesen Zustand der kriegerischen Ruhe gewöhnt, und es gibt Tage, in denen durch nichts zu erkennen ist, daß wir doch im engeren Kriegsgebiete sind. Fast sämtliche Lehranstalten sind wieder eröffnet, auch die Czernowitzer Universität hat ihre Tätigkeit wieder aufgenommen und zunächst die theologische Fakultät reaktiviert. Ja, sogar einen Kriegsdoktor hatte die Czernowitzer Universität bereits zu verzeichnen. Und dieser erster Doktor im Kriegsjahre war zufälligerweise ein Bulgare. Der Universitätsrektor hat an den Doktor eine Ansprache gehalten, in welcher die bundestreuen Beziehungen zwischen Bulgaren und Deutschland-Oesterreich-Ungarn gefeiert wurden. Wie wenig sich die Bevölkerung von den kriegerischen Ereignissen stören und in ihrem Alltagsgetriebe beeinflussen läßt, mag auch daraus ersehen werden, daß man in der letzten Zeit die Frage erörtert hat, ob nicht das Czernowitzer Stadttheater, welches bereits das zweite Jahr geschlossen ist, wieder seine Pforten eröffnen soll. Es fehlte nicht an Stimmen, welche sich dafür aussprachen. Die Verwirklichung der Anregung scheiterte nur an einem. . . an dem Theaterensemble. Indessen fehlt es auch so nicht an abwechslungsvollen Bildern. Wir haben zum Beispiel in Czernowitz jetzt ein richtiges Generalskaffeehaus. Diesen Namen verdankt es dem Besuche von hohen Offizieren, welche hie und da in der Stadt erscheinen, um die Segnungen eines fast normalen Kulturlebens, wenn auch nur flüchtig, zu genießen.

Kürzlich erschien da ein alter Offizier im kurzen Mantel und Reitstiefeln. Da der Mantel die Distinktion am Kragen verdeckte und da man den Rang dieses Offiziers nicht erkennen konnte, war das Personal ganz ratlos, wie es den Gast ansprechen solle. Schließlich einigte man sich auf „Herr Wachtmeister". Der alte Herr war damit zufrieden und bemerkte nur beim Zahlen im echtesten wienerischen Dialekt: „No, i bin schon halt etwas mehr; i bin ja schon alt genug." Als er das Kaffeehaus verlassen hatte, erfuhr man, daß er General v. Schwer war, dessen Kavalleriedivision bald darauf durch eine schneidige Attacke den Russen eine schwere Niederlage bei den Höhen von Bojan beibrachte. Vor einigen Tagen herrschte unter dem Personal dieses Kaffeehauses, vom Zahlkellner bis zum Pikkolo Erregung. Exzellenz Pflanzer-Baltin saß mitten unter den Gästen. Korpskommandant Exzellenz v. Corda gehört gleichfalls zu den Gästen, ebenso der erste Verteidiger der Bukowina, Oberst Fischer, und der vielfach genannte Führer eines selbständig operierenden Miniaturheeres, Vittor Rusu, der gegenwärtig im Range eines Majors steht. Ab und zu erscheint General Liposzak, ein Kroate von dessen Beliebtheit und Popularität bei seinen Soldaten sich bereits ein ganzer Sagenkreis gebildet hat. Er spricht seine Offiziere und Soldaten nicht anders als „Söhnchen" an und lebt, wie ein Soldat, im Schützengraben.

In den letzten Tagen hatten wir auch einen russischen Stabsoffizier, Oberst Tomasiewicz; er war in den Kämpfen an der bukowinisch-bessarabischen Front verwundet und nach Czernowitz gebracht worden. Es wurde ihm hier eine sorgfältige Pflege zuteil, und er konnte bereits vor wenigen Tagen in ein Gefangenenlager nach Ungarn gebracht werden. Vor seiner Abreise hatte ich Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Auf meine Frage, was ihm an unseren und den deutschen Soldaten besonders auffiel und wodurch sie sich von den russischen unterscheiden, antwortete der Oberste wörtlich:

Der russische Soldat ist sehr brav.

Wie erklären Sie sich dann die russischen Mißerfolge?

Der russische Soldat kämpft bereits zu lange. Er gehorcht. Er weiß aber nicht, warum und wozu er gehorcht. Er denkt nicht. Er ist Fatalist.

Und der österreichische Soldat?

„Ja, sehen Sie, wir sprechen ja jetzt nicht als Soldaten, sondern als Menschen zueinander. Und da muß ich Ihnen folgendes sagen: Sehen Sie, das ist das Verhängnis des russischen Soldaten Während er Disziplin hält, ohne sie sich erklären zu können, kennt jeder deutsche Soldat das Motiv seines Gehorsams. Sein Gehorsam ist ihm zwar angeboren, aber er weiß, daß dieser Gehorsam dem Großen und Ganzen dient. Der deutsche Soldat ist immer überzeugt, daß das, was sein Vorgesetzter tut, das Beste und Genialste ist. Und wenn es schief geht, versucht er es sich zu erklären, indem er sich sagt: Da läßt sich nichts machen, die Russen waren in einer Uebermacht. Der österreichische Soldat denkt auch und kennt das Ziel seines Kämpfens, aber er ist dabei sehr kritisch. Wenn alles gut geht, sagt er: Mir san eben mir (der Russe bemühte sich, den Dialekt wiederzugeben); wenn aber etwas schief geht, dann übergießt der österreichische Soldat das Geschehene mit einer beißenden Kritik . . . . Sie werden sehen, daß der Psychologe mir einst recht geben wird. Wenn der Russe westliche Kultur angenommen haben wird, wird er der beste Soldat der Welt sein."

Julius Weber.

Aus Lord Kitchener's Jugendzeit.

Der englische Feldherr und Kriegsminister, Herbert Kitchener, war in seiner Jugend, wie viele große Männer, ein besonders schlechter Schüler. Sein Vater — ein Schotte — gab seinen Sohn aus Verzweiflung über dessen Faulheit, in eine Mädchenschule. Der alte Kitchener hoffte, daß sein Herbert aus Scham darüber, unter lauter Mädchen zu sitzen, fleißig und eifrig werden würde, zumal der Junge bis dahin immer eine Abneigung gegen jede Art von Weiblichkeit gezeigt hatte. Der Alte erreichte seinen Zweck: Schon nach ganz kurzer Zeit begann Herbert einen nie rastenden Fleiß zu zeigen, nur um aus der ihm verhaßten Mädchenschule wieder herauszukommen. Das eine aber blieb an ihm bis auf den heutigen Tag haften: ein Widerwillen gegen alles, was „lange Haare, kurzen Verstand und Unterröcke hat."

So erzählte der jetzt längst zum Lord Erhobene selbst. Auch seine Stellung im britischen Heere hat er trotz seines zweifellos militärischen Talentes sich schwer gegen die Frauen erkämpfen müssen. Die ersten Lorbeeren verdankte er, wenigstens mittelbar, einem englischen Journalisten. Kitchener war im Orient und suchte dort nach einer kriegerischen Betätigung, als er plötzlich von seinen Vorgesetzten nach London zurückberufen wurde. Da man an entscheidender Stelle Kitcheners zeitweilige Adresse nicht kannte, sandte man den Brief an den Berichterstatter einer großen englischen Zeitung, von dem man in London wußte, daß er mit Kitchener in steter persönlicher Verbindung stand. Es war in der Zeit, als die Engländer Alexandrien bombardierten. Kitchener hatte seinem publizistischen Freunde wiederholt seinen Wunsch ausgesprochen, diesem Bombardement beizuwohnen und war eben im Begriff, sich nach Alexandrien zu begeben. Kurz entschlossen, hielt der Zeitungsmann das amtliche Schreiben das Kitcheners Rückberufung nach London forderte, in seiner Tasche, ohne Kitchener ein Wort davon zu sagen: So konnte Kitchener dem Bombardement in der Front der Engländer beiwohnen. Er zeichnete sich dabei so sehr aus, daß man ihm in London nicht allein seinen Ungehorsam verzieh, sondern ihn außerdem mit einem größeren Kommando betraute. Seitdem war Kitcheners Name der am meisten genannte neben dem Lord Roberts. Er wurde nach dem Sudan geschickt; dort zeigte er großes militärisches Organisationstalent. Schon gleich nach seine Rückkehr von dort sollte er Kriegsminister werden, doch die großen Ladies der Londoner Gesellschaft haßten ihn, als wäre er Beelzebub in eigener Person, und verhinderten durch ihren mächtigen Einfluß seine Ernennung für diese höchste militärische Verwaltungsstellung. Man sandte Kitchener nach Indien; dort geriet er über die Mittel für die Reorganisation des indischen Heeres mit Indiens damaligem Vizekönig Lord Curzon in Streit. Curzon stürzte, und Kitchener blieb als Sieger zurück. Er reorganisierte nun das indische Heer nach europäischem Muster. Nach Vollendung dieser Arbeit wies Lord Rosebery, früher Premierminister und Nachfolger des alten Gladstone, so nachdrücklich im Oberhause auf Kitchener hin, daß man Kitchener, trotz aller weiblichen Opposition in London, zum Kriegsminister machte. Ins Kriegsministerium eingezogen, war eine seiner ersten Verordnungen die, durch welche er jedem weiblichen Wesen den Eintritt in die Räume des Kriegsamtes verbot. Er hatte gesiegt, selbst den großen